Überleben im Krankenhaus

Bei Behandlungsfehlern haben Patienten eine schwache Position. Aber auch Ärzte gehören zu den Verlierern einer zunehmend verrechtlichten Medizin, wie Michael Imhofs wichtiges Buch zeigt.

Es geht nicht nur um das sprichwörtliche Skalpell, das der Arzt im Körper des Operierten vergessen hat (realistischer sind Tupfer und Bauchtuch, die offenbar auch heute noch, trotz Beachtung aller Sicherheitsmaßnahmen, im Operationsgebiet vergessen werden). Es geht auch nicht nur darum, bei einer Hüft- oder Knieoperation die falschen Prothesen zu implantieren oder schlichtweg die Seiten oder gar den Patienten zu verwechseln. Das ist schneller passiert, als der Laie es sich vorstellen kann. Da braucht nur ein Schichtdienst den nächsten nicht zuverlässig informiert zu haben.

Man denkt an solche eher spektakulären Fälle, wenn man den Spruch hört, der unsicherste Ort der Welt sei noch immer das Krankenhaus. Doch die meisten Behandlungsfehlervorwürfe richten sich auf die schleichenden Desaster, auf vermeidbare Diagnoseverzögerungen und die mangelhafte Beachtung von alarmierenden Hinweiszeichen. „Diese mangelhafte Beachtung von Hinweiszeichen“, so erklärt Michael Imhof in seinem Buch „Behandlungsfehler in der Medizin“, „das Nichterheben von diagnosesichernden Befunden hat meist zusätzlich noch ein fehlerhaftes therapeutisches Regime zur Folge: Eine kleine Unachtsamkeit setzt nicht selten eine ganze Kette von Fehlbehandlungen in Gang.“ Als Gutachter in Arzthaftungsprozessen ist Imhof ein ums andere Mal auf diese verhängnisvolle Spirale gestoßen. An etlichen Beispielen kann er zeigen: Erst das Zusammenwirken von mehreren, für sich genommen vielleicht noch unscheinbaren Nachlässigkeiten führt zu den verheerenden Krankheitsverläufen, unter denen

> Wie handelt ein Arzt, der Tag für Tag die unsichtbare Zeitbombe mit sich herumträgt, dass im Falle eines Behandlungsfehlers die sofortige Auflösung des Dienstverhältnisses droht? **Michael Imhof**

Patienten lebenslang zu leiden haben. Zu den häufigen Fehlern im Krankenhaus gehört ausgerechnet der Schlendrian mit Arzneimitteln, der viele Gesichter hat: „Falsche Medikamentendosierungen, falsche Anwendung, falsche Häufigkeit der Verabreichung, falsche Medikamentenwahl, Präparateverwechslungen wegen ähnlich aussehender Verpackungen, fehlende Labordaten und mangelndes Wissen über Co-Medikationen und Begleiterkrankungen sind die Hauptursachen für falsche Arzneimittel-Therapien im Krankenhaus.“ Der bunte Pillencocktail, der mehrmals täglich in den Schiebeschachteln ausgegeben wird, kann demnach nur mit gedrückten Daumen konsumiert werden.

Im Blick auf die noch immer „tabuisierte Fehlerkultur“ in deutschen Hospitälern ist Imhof ein aufrüttelndes Werk gelungen. Seit Jahren erstellt er Gutachten auf dem Gebiet des Medizinrechts; nun hat er bei Schulz-Kirchner seine Erfahrungen in Buchform veröffentlicht. Es dürfte keine zweite ähnlich lebendige, kenntnisreiche und faktengesättigte Studie zu diesem Thema geben, das ein Thema ist, von dem prinzipiell jeder betroffen sein kann, der wegen irgendwelcher Beschwerden ins Krankenhaus kommt. Imhof stellt sich einerseits entschieden auf die Position der Patienten: „Ihre schwache Stellung in der Auseinandersetzung mit Gerichten, Haftpflichtversicherungen und ärztlichem Standesdünkel macht es in vielen Fällen unmöglich, Schadenersatz für erlittenes Unrecht zu erhalten.“ Andererseits sieht der Autor auch die Ärzte als Opfer: „Die zunehmende Klageflut, die Bereitschaft und Rücksichtslosigkeit mancher Patienten, auch kleinste und unbedeutendste Störungen des Heilungsverlaufs nicht als gegeben zu akzeptieren, stellt einen weiteren Grund für die Entfremdung zwischen Arzt und Patient dar.“

Es ist diese nicht skandalisierende, jede Sensationsheischerei strikt vermeidende Fähigkeit Imhofs, die Rationalität aller Parteien zu gewichten, die seiner Expertise Autorität verleiht. Eigentlich kann es sich kein (potentieller) Patient, können es sich kein Arzt und kein Medizinstudent leisten, dieses Buch nicht gelesen zu haben. Und als vertrauensbildende Maßnahme gehört es mit zwei, drei Exemplaren in jedes Wartezimmer.

Imhofs Feinde, gegen die er leidenschaftlich zu Worte zieht, sind die Haftpflichtversicherungen. Er nennt sie „die heimlichen Herren des Verfahrens“, ignorant und skrupellos gegenüber dem einzelnen Schicksal „mit seiner nicht anerkannten Querschnittslähmung, einer nicht anerkannten Bauchfellentzündung, einer falsch implantierten Knie- oder Hüftendoprothese“. Imhof berichtet von der Methode, trotz eines für den Patienten positiven Gutachterkommissionsbescheids nicht in Haftung zu gehen, jahrelange Hinhaltetaktik zu betreiben oder „geradezu unanständig geringe“ Entschädigungszahlungen anzubieten. „Selbst bei eindeutigen Sachverhalten wie einer Seitenverwechslung haben sich Versicherungen schon geweigert, den Schaden anzuerkennen.“

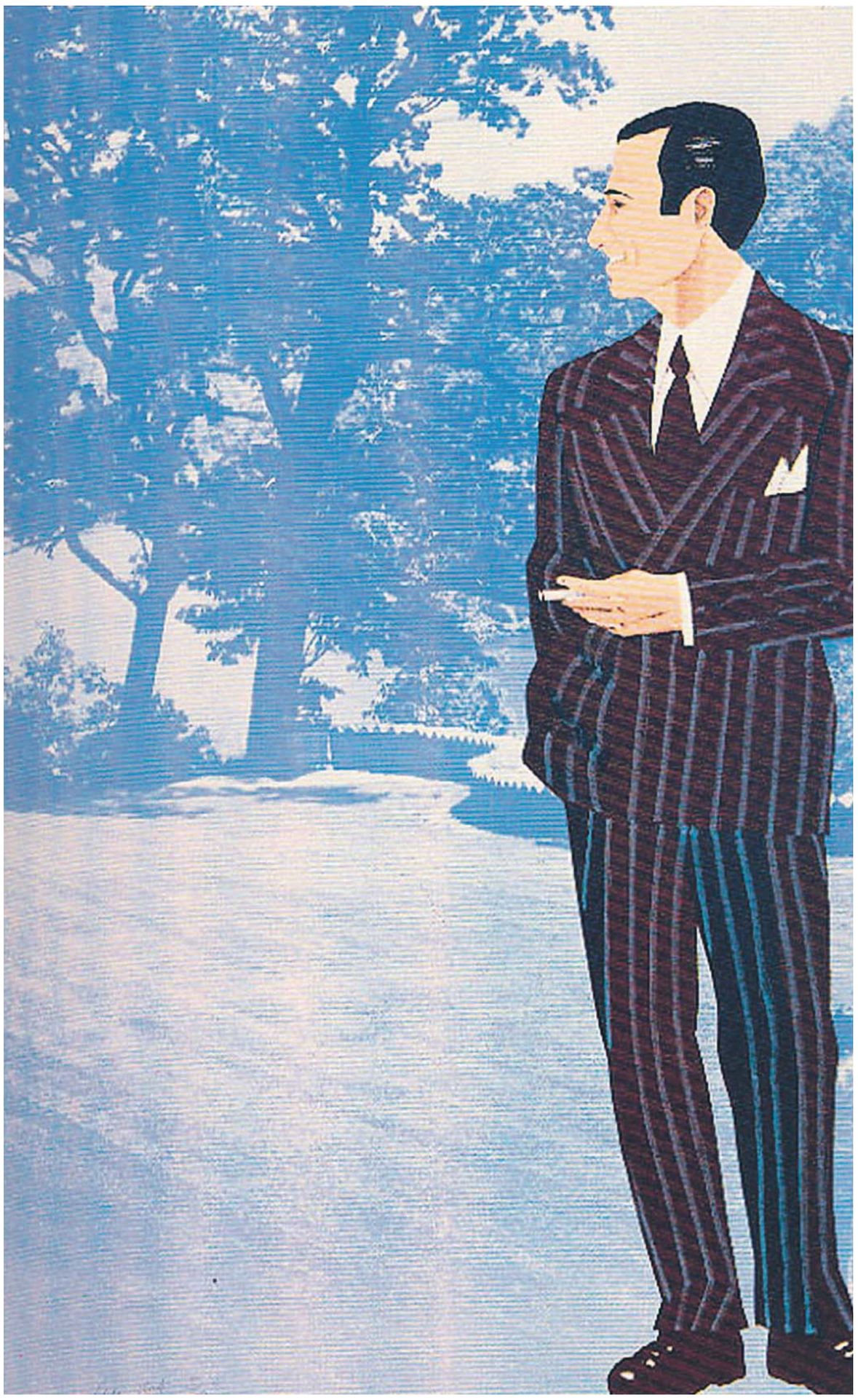
Imhof lässt uns in die Abgründe der Versicherungsmanager blicken und macht mit seinen intimen Kenntnissen plausibel, was der Laie nicht für möglich hielt: Selbst wenn der Klageweg für Versicherungen im Einzelfall wenig Aussicht auf Erfolg habe, so verdiene das Unternehmen doch mit jedem Aufschub der Zahlungen Geld. Denn Schadenersatzforderungen können als Verluste steuerlich geltend gemacht und als finanzielle Rückstellungen zinsbringend angelegt werden. „Jeder gewonnene Tag bedeutet also bares Geld. So funktioniert das System. So sieht es aus!“ Die durch Behandlungsfehler ohnehin schon geschlagenen Patienten „werden in den jahrelangen Verfahren ausgelaugt und von den Hinhaltemanövern der Versicherungen so lange gequält und niedergerungen, bis der letzte Wille zur Gegenwehr erlischt“.

Dabei lässt Imhof keine Gelegenheit aus, den Patienten über den Unterschied aufzuklären zwischen Behandlungsfehlern und grundlegenden Gesundheitsrisiken, die mit jedem Eingriff verbunden sind. Dieses Nebeneinander von Risiken, die einerseits von der Krankheit des Patienten ausgehen, andererseits aber auch durch das Tun oder Unterlassen des Arztes verursacht sein können, macht das typische Gepräge von Arzthaftungsfällen aus. Eine Komplikation, sogar mit Todesfolge, kann mithin nicht automatisch als Beleg für einen Behandlungsfehler gelten. Es geht um die von Imhof haarfein ausgelotete Frage, ob eine Kausalität zwischen der möglicherweise falschen Behandlung und den Folgen nachweisbar ist oder nicht. Mit anderen Worten: Der Patient muss beweisen, dass der Schaden bei einer einwandfreien Behandlung nicht eingetreten wäre. Das ist naturgemäß etwas anderes, als lediglich den Schaden nachzuweisen, dessen Ursache ja nicht in mangelhafter ärztlicher Sorgfalt zu liegen braucht. Womit die Beweisnot auf Patientenseite auf der Hand liegt.

Stellt ein Sachverständiger jedoch einen groben Behandlungsfehler fest („Verstoß gegen die medizinischen Standards“), so kann dies zur Umkehr der Beweislast führen: Geklärt werden muss dann lediglich, ob dieser Fehler „geeignet“ war, einen „Gesundheitsschaden“ herbeizuführen, wie er bei dem Patienten vorkam. Imhof führt uns in die subtilen Unterscheidungen seines Sujets ein: „Geeignet“ sei ein sehr spitzfindig formulierter Begriff, der nur noch die bloße Möglichkeit voraussetze, dass der Behandlungsfehler für den Schaden ursächlich gewesen sein könnte. Der Rest ist Routine: „Der beklagte Arzt wird in einer solchen Situation normalerweise nicht belegen können, dass keine solche Möglichkeit besteht.“

In düsteren Farben skizziert Imhof die schleichende Ausbreitung einer Defensivmedizin, die in erster Linie darauf ausgerichtet ist, möglichst keine Angriffspunkte für gerichtliche Klagen zu bieten. Immer häufiger sei zu beobachten, dass leitende Ärzte schon zu Beginn von Ermittlungsverfahren suspendiert werden, wenn ihre „Schuld“ noch gar nicht erwiesen ist. „Wie will ein leitender Arzt seinen Beruf mit Hingabe ausüben, wenn in seinem Vertrag eine Klausel steht, die die sofortige Auflösung der Dienstverhältnisse im Falle eines Behandlungsfehler-Verfahrens vorsieht? Wie handelt jemand, der Tag für Tag eine solche unsichtbare Zeitbombe mit sich herumträgt? Wird nicht im Zentrum seiner Überlegungen und seines Handelns – ob bewusst oder unbewusst – an erster Stelle das Prinzip der Absicherung gegen juristische Auseinandersetzungen stehen und nicht das Ziel des auf lange Sicht für den Patienten besten Heilverfahrens? Wird nicht eine Art Defensivmedizin die zwangsläufige Folge sein?“

Imhof war selbst jahrelang als Oberarzt an einer Chirurgischen Uniklinik tätig und weiß, was eine derartige Defensivmedizin nach sich zieht: Vertrauensverlust und Übertherapien um jeden Preis. Stattdessen müssten Risikomanagement und Fehlerkultur verbessert werden. Statt erzwungener Null-Fehler-Attitüde sollten etwa nicht strafende Meldesysteme nach dem Vorbild der Vereinigten Staaten ausgebaut werden, in denen man Fehler nach dem Prinzip „no shame, no blame, no name“ (keine Schande, kein Tadel, kein Name) mitteilen könne. Um Kausalitäten festzustellen, bedarf es nicht notwendig der von Juristen aufgetürmten Aktenberge. Es geht auch schneller, billiger und dem Heilungsverlauf zuträglicher. Imhofs Gutachten lässt da hoffen. CHRISTIAN GEYER



Der Künstler als Grinsepeter im Nadelstreifen: die Lithographie „Alex at Cheat Lake“ von 1969 Foto Alex Katz/VBK, Wien 2010/Albertina, Wien

Zitroneneis an einem heißen Tag

Der Stadtmelancholiker: Druckgrafik von Alex Katz in der Wiener Albertina

WIEN, im Juli

Eine Welt ohne Hässlichkeit, ohne Schmutz, ohne Trauer – gibt es die? Vor den Drucken von Alex Katz schimmert diese Utopie wenigstens für Momente auf. Da steht ein grünes Häuschen, der Form nach zu urteilen aus Holz, in irgendwelchen Dünen und wirkt trotz Wind und Sand und Wasser wie ein Monument ewigen Urlaubs am Ende einer langen Sommersaison. Kein Mensch stört, Rost und Moos und Wind fressen nichts ab von dieser coolen Idylle. Ganz ähnlich schildert der 1927 geborene Amerikaner sein New York. Es ist bevölkert mit selbstbewussten, modischen, offenherzigen Menschen; die kahlen Bäume im Hintergrund können nur den Central Park meinen, und hinter dem Bilderrahmen wartet sicher ein gelbes Taxi. Katz erzählt das nicht. Im Gegenteil: Die flächige Reduktion dieser Großformate, die wenigen Farben mit einem Flecken Lila oder Grellrot als markanter Landmarke fokussieren unsere Aufmerksamkeit und transportieren gerade dadurch ein selbstbewusstes, geordnetes Lebensgefühl, wie es wohl nur im Amerika der Nachkriegszeit existierte.

In Katz' New York gibt es keine Bettler und keine Autos und keine Hochhäuser, dafür aber seine Frau und Lebensmuse Ada, die mit ihrem schwarzen Schopf, Großaugen und ihrem schönen flächigen Gesicht alterslos durch die Vorstellungswelt des Künstlers spaziert. Auch Katz selbst taucht hin und wieder auf, mit klugem, ironischem Blick, sportlich und schlank und selbstbewusst. Er könnte einen erfolgreichen Psychoanalytiker in einem Woody-Allen-Film spielen, einen Verleger im East End, einen Broadwayproduzenten, dem niemals ein Projekt misslang. Dieser Mann weiß, was er will und was er kann. Wie solitäre Superhelden eines Comics, aber geschult in Psychologie, Weltläufigkeit und Witz, lässt uns dieser Künstler seine Amerikaner der Goldenen Jahre vor Bush und 2001 entgegentreten.

Katz hat ein Gros seiner grafischen Produktion der Wiener Albertina überantwortet, und diese geballte Injektion transatlantischer Ästhetik wirkt im ehrwürdigen Riesenbarockpalais neben der Staatsoper ungemein frisch und belebend für Alteuropa. Im Sommer, ohnehin eine ideale Jahreszeit in gekühlten und leeren Museen, erfreut man sich besonders an den Comictränen, die eigentlich Regentropfen sind, auf dem Gesicht einer Schönen. Oder an einem zeitlos über einen Teich dahinrudernden Pärchen. An ein paar statuarisch hingesunkenen Ahornblättern, die nie verwelken. Diese Kunst ist wie Zitroneneis an einem heißen Tag.

Der liebevoll beobachtende und dann gnadenlos reduzierende Katz wird oft mit dem grelleren Roy Lichtenstein in einem Atemzug genannt, nur wirken diese technisch durchaus heiklen Siebdrucke statuarischer, weniger aktuell als die Sprechblasen und Figurinen des berühmteren Kollegen. Katz vermittelt mit seiner Essenz selbstbezüglichen amerikanischen Lebensstils ein Gefühl ähnlicher Vollendung wie der perfekte Saxophonlauf in einer Ballade von John Coltrane oder eine lakonisch gemeißelte Gedichtzeile von William Carlos Williams. Und es mag sein, dass hinter der perfekt polierten Oberfläche und Ideallinie seiner Lebenswelten auch eine gewisse Melancholie der Vergänglichkeit aufscheint, mit der Katz seine Betrachter aber nicht weiter belästigt. Die Hässlichkeit, der Schmutz, die Trauer – man braucht auch gar keine Kunst, um doch immer wieder auf diese Konstanten der Existenz zu stoßen.

Ob uns das alles nur etwas über die Goldenen New Yorker Sechziger und Siebziger verrät, von denen auch ein Woody Allen, ein Philip Roth heimlich träumen? Zeugt die Sehnsucht nach einer gereinigten Oberflächenkunst nicht vom Innenleben eines Künstlers, der morgens im Spiegel seine Falten sieht und die Zeit mit seinen Bildern nicht anhalten konnte? Wer weiß. Katz erzählt uns Gültiges über das Amerika von heute, denn die geschichtslos schönen Gesichter und rührenden Ideallandschaften dieses Romantikers aus Manhattan – sie sind längst Historienbilder eines untergegangenen Reiches. DIRK SCHÜMER

Alex Katz. Prints. Bis zum 29. August in der Albertina in Wien. Der Katalog kostet 25 Euro.

Elke Erb

Der Morgen graut an der Balkontür. Es war ja nie
unterschieden, kam er aus der Welt oder war
die Welt hier?

Seltsam, die Frage hat eine Dorfes-Kontur:
das Gebaute – hier, das Weite: Welt.

Aber würde doch auf dem Land nicht gestellt. Sie ist
demnach eine Stadtfrage. In der Stadt
ist niemals die Stadt die Welt.

Allenfalls eine Vorkehrung.

Eine steile Kurve

Es heißt ja, Griechenland sei zwar pleite, aber die Griechen hätten schon Geld, die meisten jedenfalls. Das Problem sei eben nur, sie gäben es nicht gern dem Staat. Die Bootsführer einer kleinen Insel im Saronischen Meer inzwischen schon. Wohl niemand hat je auf dem dröhnenden Dieselschipper, der maximal acht Passagiere pro Fuhre vom Hafen zu einer schäbigen Kieselbucht ein paar Seemeilen um die Ecke verschifft, nach einer Quittung gefragt. Die Fahrt dauert kaum eine Viertelstunde, kostet 2,50 Euro, und selbst ein findiger Berater in Deutschland brächte es nicht fertig, sie als steuerlich abzugsfähig auszuweisen. Was für den griechischen Bootseigner bisher bedeutete, das Fahrgeld unversteuert in die Tasche zu stecken. Damit ist es jetzt vorbei. Zwar muss die Handhabung der Blöcke noch geübt und Schreibgerät gesucht, gefunden oder vom Nachbarbootsführer geliehen werden; aber dann werden Fahrscheine ausgestellt und Quittungen geschrieben, was das Zeug hält. Nicht für jeden selbstverständlich, aber beinahe für jeden Zweiten. Fast vorbildliche Steuerzahler sind seit kurzem auch die Besitzer der Esel, auf deren Rücken auf derselben autofreien Insel die Koffer ihr Ziel am Berg erreichen. Dreißig Euro kostete es bisher, einen beladenen Esel knapp fünfhundert Stufen hinauf- und bei Abreise dieselben wieder heruntertrotten zu lassen. Jetzt kostet es vierzig. Das ist selbst auf einer Insel, auf der ein Kilo Aprikosen, das einzige Obst, das dort wächst, für neun Euro weggeht, eine steile Kurve. So sei das leider, dafür bekämen wir auch eine Quittung, sagt die Eselsbesitzerin und fügt an, die Quittung gebe es allerdings nur über zwanzig Euro. Der Taxifahrer wiederum, der in Piräus wartet, war immer schon ein sorgfältiger Quittierer, für den vollen Betrag, der dieses Jahr nicht höher war als letztes. Am Tag zuvor allerdings hatte er, wie alle seine Kollegen von der Taxifahrergewerkschaft, gestreikt. Glück gehabt, sagten wir. Aber nein, erwiderte er. Ich hätte Sie schon gefahren. Aber nicht im selben Auto. Und ohne Quittung. lue.

Islamforscherin

Henkel-Preis an Gudrun Krämer

Die Islamwissenschaftlerin Gudrun Krämer erhält den Gerda-Henkel-Preis 2010. Die Auszeichnung, die die Gerda Henkel Stiftung in Düsseldorf in zweijährigem Turnus für „herausragende Leistungen“ vergibt, ist mit 100 000 Euro dotiert. „Gudrun Krämer ist eine quellen-, sprach- und methodensichere Historikerin. Sie untersucht, erläutert und erklärt kritisch, aber mit sichtbarer Zuneigung zu ihrem Forschungsgebiet die Geschichte, die Kultur, die Religion und die Wertvorstellungen der Muslime und gewinnt daraus Erklärungsmuster auch für gegenwärtige Konflikte“, heißt es in der Begründung der Jury. Der Preis wird der an der Freien Universität Berlin lehrenden Wissenschaftlerin am 8. November in Düsseldorf überreicht. aro.

Jonathan Franzen

Akademie der Künste wächst

Der amerikanische Schriftsteller Jonathan Franzen („Die Korrekturen“) ist neues Mitglied der Berliner Akademie der Künste. Außerdem wurden Ulrich Peltzer, Lutz Seiler und Sibylle Lewitscharoff aufgenommen. Neu in der Sektion Bildende Kunst sind Katharina Grosse und Mona Hatoum, und auch der Architekt Volkwin Marg gehört jetzt zu den gut vierhundert Mitgliedern der sechs Kunstsektionen. F.A.Z.

Heute

My Goodness!
Die Kritik am Kolonialismus Englands in Südafrika hatte von Theodor Mommsen bis Mark Twain viele Stimmen, wie das Buch von Benedikt Stuchtey zeigt. **Seite 28**

Leben und Sterben in Manila
Brillante Mendoza ist einer der interessantesten Regisseure von den Philippinen. Gleich zwei Filme des produktiven Filmemachers kommen jetzt in die Kinos. **Seite 29**

Zigeunerschnitzeljagd
Auf der Fährte der Vorurteilsproduzenten: Eine Berliner Tagung will historisch erklären, warum rumänischen Roma vielerorts in Europa Hass entgegenschlägt. **Seite 30**

Das echte Leben
Henning Baum hätte auch etwas anderes werden können als Schauspieler. Das wollte er aber zum Glück nicht. Bei Sat.1 ist er im Augenblick omnipräsent. **Medien 31**